

1. Kapitel

Ein Haus in der Toskana

Mia sah aus dem Fenster. Unter ihr lagen die Alpen. Welch majestätischer Anblick! Die Gipfel waren noch mit Schnee bedeckt, in den Tälern, wo er geschmolzen war, zeigte sich bereits das Grün. Alles leuchtete unter einem wolkenlos blauen Himmel. Fast meinte sie, eine Gämse springen zu sehen. Wie schön das ist, dachte Mia, und presste die Nase an die Plexiglasscheibe, um einen See zu erkennen, der dunkelgrün wie ein Smaragd in die Berge gebettet war.

Eigentlich sollte sie zu Hause in Stuttgart am Schreibtisch sitzen, um ihre Doktorarbeit vorzubereiten. Sich durch Fachliteratur lesen und die Ergebnisse auf den Punkt bringen. Literatur in der Universitätsbibliothek sichten. Weiße Buchseiten statt weißer Berghänge – so sollte es sein.

Stattdessen saß sie im Flugzeug nach Florenz, auf dem Weg in die Toskana, um für ihre Mutter eine Erbschaft anzutreten.

Nein, eigentlich konnte sie sich diesen Flug nicht erlauben. Vorgestern erst hatte Professor Tretmüller angekündigt, dass die neue Stelle bald ausgeschrieben werden würde, und Mia aufgefordert, sich auf das Vorstellungsgespräch vorzubereiten. Dafür müsste sie das Konzept für ein eigenes wissenschaftliches Projekt vor-

legen. Diese Stelle war genau das, was Mia sich erträumt hatte. Deshalb hatte sie studiert und schon lange als studentische Hilfskraft für ihren Professor gearbeitet. Ihr Herz schlug für die Wissenschaft, und feste Stellen an der Universität waren rar, dies war die einmalige Chance, richtig einzusteigen in die Forschung, die ihr so viel bedeutete.

Mia seufzte.

Ihre Mutter hatte das wenig interessiert, als sie Mia angerufen und ihr von dem Testament einer Tante Mara berichtet hatte, die Mia nicht kannte und die zudem in Italien gelebt hatte.

Verwandschaft war für Mias Mutter ein notwendiges Übel, dem man sich nur schlecht entziehen konnte und von dem man sich bestenfalls distanzierte. So kam es, dass Mia von dieser Großtante erst erfuhr, nachdem diese gestorben war.

»Was willst du, Mia, ich meine, sie ist weggegangen, das war ihre Entscheidung, und Italien war damals sehr weit weg, Reisende soll man nicht aufhalten. Warum hätte ich dir von ihr erzählen sollen?«

»Weil sie meine Verwandte ist?«

»Ach, Mia.« Ihre Mutter klang mitleidig. »Am Ende bist du mit der ganzen Welt verwandt, wenn man es genau nimmt.«

Zumindest was ihren Nachnamen betraf, hatte sie recht. Schneider war nicht gerade ein Nachname, der Exklusivität für sich beanspruchte. Anders als Thurn und Taxis. Oder zu Sayn-Wittgenstein. Und trotzdem.

»Mama, der Mensch möchte wissen, wo er herkommt und wo er hingehört. Das hat etwas mit Zuge-

hörigkeit zu tun. Mit Identität«, versuchte Mia zu erklären.

Ihre Mutter sog die Luft ein. »Ich weiß, wo ich herkomme. Und ich weiß, dass ich dort immer weg wollte.«

Ja, Mia erinnerte sich, wie ihre Mutter stets die Nase gerümpft hatte, wenn sie in dem kleinen saarländischen Dorf ausstiegen, aus dem sie stammte. Jeder Besuch bei ihrer eigenen Mutter schien sie große Überwindung zu kosten. Dabei waren diese Besuche selten genug, und seitdem Mias Großmutter nicht mehr lebte, waren sie nie wieder an diesem Ort gewesen.

»Aber das gilt vielleicht nicht für mich!«

»Ach Mia, sei froh, dass du in der Stadt aufgewachsen bist. Du weißt alles, was du wissen musst.«

Also gab es doch mehr, als sie wissen sollte, dachte Mia, aber ihre Mutter war nicht zum Weitersprechen zu bewegen gewesen.

Mia öffnete ihren Rucksack, der auf dem Nebensitz stand, das Flugzeug war nur zur Hälfte besetzt, zog einen Apfel heraus und rieb ihn sauber.

Nein, auf Familie stand ihre Mutter nicht, auch nicht auf ihre eigene.

Komisch war nur, dass sie von Mia immer etwas wollte.

»Mialein, komm einen Nachmittag zu mir, dann machen wir es uns nett«, flötete ihre Mutter. Nett machen bedeutete dann, mit ihrer Mutter shoppen zu gehen und ihr zu sagen, ob die Bluse, die sie sich ausgesucht hatte, nicht zu eng war, die Hose zu jugendlich und so weiter und so fort. Essen zu gehen und dabei endlose Geschichten über ihre Freundinnen anzuhören. Und über deren

Töchter. Und Ehemänner. Und Liebhaber. Mia wurde den Verdacht nicht los, dass ihre Mutter sich mit ihr schmückte, um selbst jünger zu erscheinen. Als sie klein war, hatte sie sie Kerstin genannt. Das fand ihre Mutter passend, sie wollte keinesfalls Mutti oder Mama genannt werden. Mittlerweile hielt sie den Namen für altmodisch und bestand darauf, dass Mia Mum sagte, wie in einer amerikanischen Serie. Mia hatte für solche Serien nichts übrig. Sie blieb bei der Anrede Kerstin und kehrte manchmal zu »Mama« zurück, was ihre Mutter jedes Mal zusammenzucken ließ.

Zwischendurch versuchte sie, auch Mia ein Kleidungsstück anzudrehen. »Würdest du nur etwas mehr aus dir machen ... Du bist doch ein hübsches Mädchen, deine blonden Haare sind doch etwas ganz Besonderes ... du musst dich doch nicht verstecken ... immer diese alten Pullover und ausgebleichenen Jeans ... trag doch mal einen Rock, du hast doch schöne Beine ...«

Mia erwiderte immer das Gleiche: Nein, Mama, ich interessiere mich nicht für Mode, nein, Mama, dafür ist mir mein Geld zu schade, ja, Mama, Jeans finde ich praktisch, nein, Mama, meine Oberweite muss ich nicht extra hervorheben ... Sie hielt einen Vortrag über fairen Handel, Kinderarbeit in Indien, Staublungen und die Ausbeutung der Näherinnen in den Textilfabriken in Bangladesch – »In denen deine Jeans hergestellt werden, Mama.« –, aber es war zwecklos.

»Ach Mia, sei doch nicht so streng, entspann dich doch mal«, murmelte ihre Mutter, hielt prüfend die nächste Bluse vor sich und zwängte sich in die sandgestrahlte Jeans, um festzustellen, dass sie noch ein Kilo abnehmen musste.

Mia verdrehte die Augen. Es hatte keinen Sinn. Sie fand sie verdammt anstrengend.

Ihr Vater hatte sich von ihrer Mutter getrennt, als Mia zwölf war. Diese wiederum hatte längst eine Daueraffäre mit Thoddi, ihrem Zahnarzt. Mia hatte es mit acht durchschaut. Es war nicht so schwer gewesen. Ihre Mutter blieb jedes Mal zwei Stunden fort und kam mit geröteten Wangen wieder. Zupfte sich die Kleider zurecht und fragte: »Na, hast du schön gelesen?«

Nur manchmal, wenn der Weltschmerz sie überkam, begann Kerstin zu brüten und stellte mit Grabesstimme fest, dass sie verlassen worden war und gar nicht wusste, womit sie es verdient hätte. Sie öffnete eine Flasche Wein und versuchte nachzudenken. Das hielt nicht lange an. Die nächste Shoppingtour half.

Mias Vater, der ein großes Architekturbüro besaß, überwies ihrer Mutter weiterhin Unterhalt, vielleicht hatte er ein schlechtes Gewissen. Seine neue Frau war vierzehn Jahre jünger als Kerstin und hieß Sylvia. Weihnachten, wenn ihre Mutter eine Fernreise unternahm, oft eine Kreuzfahrt in wärmere Gefilde, verbrachte Mia meistens bei ihnen.

»Ich halt das nicht aus, Süße«, jammerte Kerstin, »der Winter hier ist mir zu lang!« Meistens vergaß sie, vorher ein Geschenk zu besorgen. Dafür erreichten Mia Heiligabend mindestens drei SMS. In der ersten stand, dass sie sie sooo vermisste. In der zweiten, dass es sooo schön wäre, wenn sie bei ihr wäre, in der dritten, dass sie sich bald treffen würden, wenn sie zurück wäre. Im Januar packte Kerstin die Souvenirs, die sie unterwegs bei den Landgängen gekauft hatte, in Weihnachtspapier. Von ihrem Vater und Sylvia bekam Mia

einen Umschlag mit Geld und eine Konzertkarte, die sie sich gewünscht hatte.

Vielleicht war Familie bei ihnen schwierig. So insgesamt betrachtet.

Es war also kein Wunder, dass Mia nichts von ihrer Großtante wusste. Umso überraschter war sie, als ihre Mutter sie am Telefon fragte, ob sie hinfahren könnte.

»Ich?«

Ihre Mutter wurde ungeduldig. »Natürlich du, wer sonst? Du bist schließlich ihre nächste Verwandte!«

»Ich. Bin ihre ...«

»Mein Gott, jetzt mach es nicht kompliziert, Mia, ich hab eine Reise gebucht! Auf die Seychellen. Da wollte ich schon immer mal hin.«

»Und deshalb soll ich meine Arbeit unterbrechen und zu einer Beerdigung nach Italien fahren, in ein Dorf, von dem ich noch nie etwas gehört habe, zu Menschen, mit denen ich noch nie etwas zu tun hatte.«

»Da sind keine Menschen, mit denen du etwas zu tun haben müsstest! Weder in dem Kaff noch in der Familie, und unter der Erde liegt sie auch schon. Mia, es geht nur um das Testament. Sie war Omas einzige Schwester. Unverheiratet, kinderlos. Es gibt keine Verwandten.«

»Doch: dich.«

»Mia«, jetzt wurde ihre Mutter scharf. »Ich fahre nicht. Ich habe eine Beerdigungsallergie.« Damit war alles gesagt.

»Mama«, versuchte Mia es, »ich bereite meine Doktorarbeit vor. Ich habe bald diese Anstellung als wissenschaftliche Mitarbeiterin, der Professor braucht mich und ...«

»Papperlapapp. Den Gefallen tust du deiner Mutter.«
Mia überlegte, wann sie eine Mutterallergie haben würde.

*

Jetzt saß sie also im Flugzeug. Alle Argumente, dass sie sich den Erbschein bestimmt schicken lassen könnten, dass niemand erwarten könnte, dass sie extra anreisen, hatte ihre Mutter überhört. Sie hatte Mia noch einmal getroffen und ihr ein Foto in die Hand gedrückt. »Hier, das ist sie.«

Mia hatte das Bild eingehend studiert. Ein altes Bauernhaus, unverputzt, aus Feldsteinen, Olivenbäume drum herum, eine Frau mittleren Alters vor der Tür. Langer Rock, ein scharfer Blick, klare Gesichtszüge – Mia fand, dass sie aussah wie eine Filmdiva aus den Fünfzigerjahren, ein wenig an Anna Magnani erinnernd.

Vergeblich versuchte sie, mehr über diese Tante zu erfahren. Ihre Mutter stöhnte nur und fuhr sich über die Stirn. »Ich habe sie doch nie kennengelernt! Sie wanderte Knall auf Fall nach Italien aus, als sie zwanzig war. Zu Beginn der Sechzigerjahre. In die Toskana. Und sie hatte offenbar keine Lust, ihre Heimat jemals wiederzusehen. Sie war die jüngere Schwester deiner Großmutter, das sieht man übrigens.« Ihre Mutter musterte Mia kritisch. »Würdest du nur etwas mehr aus dir machen ...«

»Mama!«

»Ich meine ja nur. Irgendwann wird es Zeit. Je eher du anfängst, desto besser. Jede Frau ist selbst dafür verantwortlich, wie sie ab 35 aussieht. Ganz zu schweigen

davon, wie es wird, wenn du einmal Kinder bekommst. Kinder machen das Ganze nur schlimmer.«

Mia holte tief Luft.

»Vielleicht willst du auch keine Kinder. Wäre kein Wunder, so viel, wie du liest. Du lernst ja nur. Das ist nicht gerade attraktiv für Männer, das sollte dir klar sein.«

»Mama!«

»Deine Großtante hatte jedenfalls keine Kinder. Und meine Mutter hat nur selten von ihrer Schwester gesprochen.«

Aha, dachte Mia, die Probleme mit den eigenen Verwandten lagen also in der Familie.

»Seid ihr nie hingefahren?«, fragte sie.

»Nein, nie. Das kam nicht in Frage. Wir blieben diesseits der Alpen. Wir waren höchstens in Bayern, wandern.« Ihre Mutter zog eine Grimasse. Wandern, das kam für sie einer Folter gleich, was Mia bedauerte, denn sie selbst wanderte für ihr Leben gern.

»Und sonst?« So schnell war Mia nicht bereit aufzugeben. »Du musst doch irgendetwas wissen!«

»Es gab da eine Liebesgeschichte.« Ihre Mutter runzelte die Stirn. »Aber die endete unglücklich, soweit ich weiß. Jedenfalls hat Tante Mara nie geheiratet.« Sie schwieg einen Moment. »So, und jetzt muss ich meine Sachen packen.«

Auf einmal hatte sie es sehr eilig, weil ihr einfiel, dass sie noch zur Fußpflege wollte, zur Schneiderin, um einen gekürzten Rock abzuholen, und so weiter und so fort. Für Mia war das nichts Neues. Es war der übliche Stress, in den ihre Mutter jedes Mal verfiel, wenn sie verreiste. Also ungefähr alle sechs Wochen.

Kurz vor ihrem Abflug rief sie noch einmal an. »Und, Mia, vergiss nicht, meine Blumen zu gießen, ja? Jeden zweiten Tag, das reicht.«

»Ich bin in der Toskana«, erklärte Mia mit Grabestimme. »Deine Tante ist nämlich gestorben.«

Im Hintergrund erklang durch einen Lautsprecher eine Ansage. »All Passengers from Flight 254 to Gate 6, please.«

»Stimmt«, stellte ihre Mutter fest. »Das hatte ich tatsächlich vergessen. Gute Reise, meine Süße, ich muss jetzt zum Gate. Wir sehen uns, wenn ich wieder da bin, ja?«

*

Am Abend hatte auch Mia zu packen begonnen. Frieda, ihre beste Freundin, saß auf dem Bett. »Abgefahren!«, war ihr Kommentar, sie war sofort vorbeigekommen.

Bei Mia ging das Packen schnell: Ein paar Jeans, Socken, T-Shirts. Einen Cardigan, falls es kalt werden sollte, immerhin war es erst Ende März. Eine Jacke.

Frieda schüttelte den Kopf, als Mia ihre Wanderstiefel neben den Koffer stellte. »Was willst du denn damit? Die Alpen zu Fuß überqueren?«

»Wandern.«

»Soweit ich weiß, kleiden sich die Italiener eher schick, ›fare bella figura‹ und so, die legen Wert aufs Äußere.«

»Na, welch ein Glück, dass ich keine Italienerin bin.« Mia lachte.

»Trotzdem, nimm noch ein paar Stiefel mit.«

Mia wusste, dass Frieda nie, aber wirklich niemals,

ohne Stiefel nach Italien fahren würde. Nirgendwohin, genau genommen. Bei Frieda hätten die Stiefel zehn Zentimeter hohe Absätze. Und sie würden hervorragend zu ihren langen schwarzen Haaren passen. Wenn sie zusammen unterwegs waren – und Frieda und sie waren oft zusammen unterwegs, sie kannten sich seit dem ersten Semester und hatten gemeinsam studiert –, zog Frieda alle Blicke auf sich, während sich nach Mia nie jemand umdrehte. Und das lag nicht nur an ihrer Körpergröße, mit der sie eher Absätze gebrauchen konnte als Frieda. Wen störten also ihre Wanderschuhe?

Mia schüttelte den Kopf. »Passt nicht. Ich möchte mit leichtem Gepäck reisen.«

»Dann nimm wenigstens Boots. Die passen zum Rock und zu Hosen. Hast du überhaupt einen Rock eingepackt?«

Mia griff in ihren Schrank. Der graue Tweedrock musste reichen. »Zufrieden? Und meinetwegen auch die.« Sie stellte die knöchelhohen Boots dazu.

Frieda nestelte einen roten Schal von ihrem Hals. »Hier, nimm den noch mit. Die Farbe steht dir so gut. Und ein bisschen Farbe kannst du gebrauchen.«

»Du sprichst wie meine Mutter!«

»In diesem Fall hab ich recht!« Frieda faltete den Schal und legte ihn in Mias Koffer. Dann lächelte sie aufmunternd. »Italien, das ist schon toll. Ich gönne es dir. Du hast so viel geackert in der letzten Zeit.«

»Du doch genauso.« Mia sah die Freundin verwundert an.

»Im Gegensatz zu dir kümmere ich mich gleichzeitig um mein Vergnügen.« Frieda lachte. Dann wurde sie nachdenklich. »Frederik hat bald eine Produktion in

Florenz, im nächsten Monat gibt es dort eine Vorbesprechung. Vielleicht kann ich ihn ja begleiten.«

Frederik war Friedas zehn Jahre älterer Freund, ein Filmregisseur, der für seine Arbeit oft wochenlang unterwegs war. Mia hatte manchmal den Eindruck, dass es Frieda ganz recht war. Sie konnte machen, was sie wollte, und war trotzdem gebunden. Wenn Frederik mit ihr auftrat, in Film- und Schauspielerkreisen, spielte Frieda an seiner Seite die Hauptrolle, und das war eindeutig die Rolle, die ihr am meisten lag. Frieda war eigentlich immer der Star, auf jeder Party. Frieda genoss es, bewundert zu werden, und Mia hatte sich daran gewöhnt, dass die Mitstudenten ihre Freundin umkreisten wie die Bienen das Honigglas. An sie, Mia, wandten sie sich höchstens in der Hoffnung, wenigstens indirekt bei Frieda zu landen.

»Apropos Florenz«, Frieda griff nach den Unterlagen, die Mia in aller Eile im Internet recherchiert und ausgedruckt hatte. »Dein Dorf, wo liegt das überhaupt? Treviano ... In der Nähe von Florenz ist es jedenfalls nicht. Ist das überhaupt noch die Toskana?« Sie runzelte die Stirn.

»17 Kilometer südlich von Siena. Die Adresse stand auf dem Schreiben des Notars. Ansonsten frag mich nicht, ich war erst zwei Mal in Italien. Bei unserer Exkursion nach Pompeji und diese drei Tage in Rom, da warst du auch dabei.«

Mia stand an ihrem Schreibtisch und überlegte, welche Fachbücher sie einpacken sollte. Zwei würden in ihren Rucksack passen, drei weitere würde sie nachher auf ihren E-Book-Reader laden.

»Südlich von Siena?« Frieda studierte eine Land-

karte. »Da ist nichts. Das Chianti-Gebiet liegt weiter nördlich ... das Meer hundert Kilometer weiter südlich ... irgendwie beginnt da ein bewaldetes Gebiet ... Nee, Mia, da ist nichts.«

»Na, irgendetwas wird da schon sein, ich soll schließlich hin.« Mia lachte. »Und selbst wenn nicht – umso besser, dann habe ich mehr Zeit zum Lesen.«

»Du nimmst Bücher mit? Ach, Mia, das ist so typisch für dich.« Kopfschüttelnd sah Frieda zu, wie Mia die Bücher in ihrem Tagesrucksack verschwinden ließ, einen Notizblock und eine kleine Wasserflasche für unterwegs dazupackte, prüfend die Schachtel mit den Lakritzpastillen schüttelte.

»Du bist unverbesserlich. Wann geht es mit der Stelle eigentlich los? Hat Tretmüller schon etwas gesagt?«

»Na, bald, hoffe ich. Tretmüller hat die Gelder schon beantragt, über Drittmittel, und wenn alles gutgeht, kann ich Ende April anfangen. Der Fachbereich ist einverstanden und hat der Stelle zugestimmt. Es fehlt nur noch die endgültige Bewilligung.«

»Und du sollst die Stelle bekommen?« Frieda zwirbelte eine Haarsträhne.

»Das ist so gut wie abgemacht. Deshalb muss ich ja auch das Exposé für die Doktorarbeit vorbereiten, damit ich, wenn ich die Stelle antrete, gleich die Zulassung zur Promotion beantragen kann. Aber das weißt du doch!« Überrascht sah Mia auf.

Frieda verzog ihren Mund zu einem unvergleichlich schönen Lächeln. »Sicher, Süße. Komm, wir gehen los und trinken zum Abschied bei Paolo um die Ecke einen leckeren Campari.«

»Sag mal, kannst du überhaupt Italienisch?«, fragte Frieda und rührte mit ihrem Strohhalm in der orangefarbenen Flüssigkeit, dass die Eiswürfel klirrten.

»*Ciao, bella*«, raunte Mia mit tiefer Stimme.

»Nein, ich meine wirklich.«

»Hab mal einen Kurs gemacht, ganz am Anfang des Studiums, für Kunstgeschichte, bevor ich das wieder aufgegeben hab. Außerdem kann ich Latein, vergessen? Das ist quasi altes Italienisch.«

Frieda sah skeptisch aus. »Meinst du, das kannst du gebrauchen?«

»Klar«, erwiderte Mia, aber so sicher war sie sich nicht. Himmel, hatte sie es sich ausgesucht, nach Italien zu fahren? »Außerdem bin ich bald wieder da. Zur Not verständige ich mich mit Händen und Füßen.«

»Genau, mit dem Körper.« Frieda grinste. »Verlieb dich bloß nicht, die Italiener sind Machos vom Feinsten.«

»So, sind sie das?«

»Oh Gott, ja, ich hatte mal einen ...« Eine von Friedas Geschichten. Es gab eine Menge davon. »... der Sex mit ihm dauerte fünf Minuten, und danach schlief er sofort ein. Ich meine, das musst du dir mal vorstellen.« Schwer vorstellbar allerdings, bei einer Frau wie Frieda. »Ratzfatz, zugegriffen, zimperlich war der nicht, und das war's. Meine Güte. Dabei flirtete er wirklich gut.« Frieda nahm einen tiefen Schluck und prostete Mia zu.

»Aber so sind vielleicht nicht alle Italiener«, wandte Mia ein, »das kann ich mir gar nicht vorstellen.«

Friedas rechte Augenbraue beschrieb einen ausdrucksvollen, skeptischen Bogen. »Vielleicht.«

*

Mia zog ihr Handy aus dem Rucksack. »Drei Tage, dann bin ich wieder da«, tippte sie. Die Nachricht würde sie bei ihrer Ankunft an Frieda schicken.

Dann sah sie wieder aus dem Fenster und betrachtete die Landschaft tief unter sich.

Reisen ist doch etwas Schönes, dachte sie, und sogar fliegen. Sie hatte sich immer dagegen gewehrt und ihren Urlaub konsequent in Deutschland verbracht. Und so war sie, außer bei der Exkursion zu Studienbeginn, noch nie in Italien gewesen. Vielleicht lag es daran, dass ihre Mutter exotische Orte bevorzugte. Urlaub hatten sie, als Mia ein Kind war, in der Dominikanischen Republik gemacht, in der Türkei, auf Bali. Alles, nur nicht Wandern im Alpenvorland. Als ob ihre Mutter zeigen müsste, was finanziell möglich war, als ob das, was vermeintlich alle machten, nicht zählte. Dabei machte längst alle Welt Fernreisen, seitdem jeder sie sich leisten konnte und All-inclusive-Reisen im Discounter verscherbelt wurden.

Mia genügte Radtouren ins Umland, entlang eines Flusses oder an den nächsten See, oder sie fuhr mit dem Zug in den Bayerischen Wald, um dort zu wandern. Je abgelegener die Gegend, desto besser.

»Wandern.« Dafür hatte ihre Mutter nur Verachtung übrig. »Du bist doch keine Rentnerin, Mia. Die machen Busreisen und gehen wandern. Aber na ja«, sie seufzte, »du hattest schon immer etwas eigenartige Vorlieben.« Damit war das Thema erledigt.

Für Mia hatte die Toskana auf der Landkarte der bildungsbürgerlichen Wohlstandsreisen gelegen, die sie deshalb mied. Für Kirchen und Fresken hatte sie durchaus etwas übrig, für Kulturschätze aller Art, aber Landgüter mit Pools, das war nichts für sie. Ebenso wenig wie

die vielbeschworene italienische Lebensart. Mia fand, dass ihre Lebensart zu Hause perfekt war, dass man nicht reisen musste, um etwas von der Welt zu begreifen. Kreuzfahrten, Charterflüge und Massentourismus in Form von Fernreisen lehnte sie ab. Mia fand, dass die Welt sauberer und intakter wäre, wenn es diese moderne Form der Kolonisierung nicht gäbe. Sie sah einfach keinen Sinn darin, solange die deutschen Mittelgebirge vor der Tür lagen, ebenso wie die Nord- und Ostseeküsten. Sie erkannte den Schatten des Flugzeugs auf einem der Berge, wie er sich langsam vorwärtsbewegte, und folgte ihm mit den Augen.

*

Am Flughafen in Florenz, er trug den klingenden Namen Leonardo da Vinci, nahm Mia den Bus in die Innenstadt und stieg um in den Schnellbus nach Siena. Die Toskana, soweit sie sie am Rand der Schnellstraße erkennen konnte, ähnelte tatsächlich den Bildbänden und Kalenderansichten, die allerorts erhältlich waren. Sie sah knorrige Olivenbäume und schlanke, dunkelgrüne Zypressen, die sich auf Hügelkuppen aneinanderreichten. Was würde sie wohl erwarten? Genauso wenig, wie sie sich auf die Region hatte vorbereiten können, hatte sie es geschafft, sich vorab um eine Unterkunft zu kümmern. Hoffentlich würde sie etwas Schlichtes und Günstiges auf Empfehlung bekommen. Für ein Hotel hatte sie nicht genug Geld, ihr schwebte etwas Privates vor. Und schließlich machte sie keinen Urlaub, sondern kümmerte sich um das Erbe einer Tante ihrer Mutter. Um das Kerstin sich eigentlich selbst hätte kümmern müssen.

Mia reckte den Hals, als sie in einiger Entfernung eine runde mittelalterliche Festungsmauer, aus der zahlreiche Wehrtürme ragten, erspähte.

Als sie in Siena ausstieg, sah sie als Erstes eine massive Kirche. Mia trat neugierig näher. Sie hatte eine Stunde Zeit, bevor sie nach Monteroni d'Arbia weiterfahren würde, der Kleinstadt in der Provinz, zu deren Gemeinde das Dorf gehörte, in dem Tante Mara gelebt hatte. San Domenico, entzifferte sie auf einer Tafel neben dem Eingangsportal. Warum nicht hineingehen? Mia mochte Kirchen. Sie genoss die Stille in den Innenräumen, die Andacht, die in der Luft lag, und das Aus-der-Zeit-gehoben-Sein. Es war, als ließ man in einer Kirche nicht nur die Welt, sondern auch die Sorgen des Lebens hinter sich. Es war ein Ort, an dem man für sich sein durfte, es sogar sein sollte, lautes Reden war unerwünscht. Wo gab es das sonst?

Der Innenraum war nicht besonders schmuckvoll. Unter dem Altar lag ein Schädel, offenbar eine Reliquie. Mia wunderte sich, dass bunte Fahnen in der Kirche hingen. Solche Fahnen hatte sie bisher nicht gesehen.

Vor dem Portal der Kirche lagen Zweige, offenbar noch von Palmsonntag, und gegenüber zog sich die Stadt Siena einen Hügel hinauf, hellbraune Mauern und Dächer, ineinander verschachtelt, über denen sich der schwarz-weiß-gestreifte Turm einer weiteren mächtigen Kirche erhob. Der Himmel darüber erschien Mia so blau, wie sie es von zu Hause nicht kannte. Die Luft war erfrischend klar. Ein paar Schwalben flitzten um die Häuser.

Mia spazierte ein Stück in die nächste Gasse hinein,

in der keine Autos fuhren, und warf einen Blick in kleine Läden mit bemaltem Geschirr, getrockneten Kräutern und bunten Nudeln. Sie nahm die Kühle des Schattens wahr und die Wärme der Sonne. Es herrschte eine Alltagsgeschäftigkeit, die Mia mochte, die Menschen sahen sie freundlich an, einige grüßten sie.

An den Häuserecken hingen lila-gelb-grün-farbene Fahnen, Mia meinte einen Drachen darauf zu erkennen. Verschiedenfarbige Fahnen gab es auch zum Verkauf vor den Läden. Welche Bedeutung sie wohl haben mochten?

Vor einem größeren Gebäude hielten sich junge Menschen mit Büchertaschen auf. »Biblioteca comunale degli Intronati«, stand über dem Eingang. Eine öffentliche Bibliothek. Mia musste lächeln. Studiert wurde also auch hier.

Sie ließ sich weiter durch die schmalen Gassen treiben. Gerade rechtzeitig stieg sie in den Bus, der sie nach Monteroni d'Arbia brachte.



2. Kapitel

Der Etrusker

»Cappellini. Notaio«. Das Messingschild hing an einer Hauswand mitten im Zentrum von Monteroni d'Arbia, blank geputzt mit ein paar matten Stellen, nicht besonders auffällig.

Mia stieg die ausgetretenen Stufen hinauf. Eine dunkle Holztür versperrte ihr den Weg, eine Klingel war nicht zu entdecken. Sie zog am dicken Knauf. Dann drehte sie ihn versuchsweise. Ja, das klappte. Sie wollte gerade eintreten, als die Tür von innen aufgerissen wurde und Mia, die Hand noch am Knauf, in den Hausflur stolperte.

Der junge Mann, der durch die Tür stürmte, streckte reflexartig die Arme aus, um sie aufzufangen.

»Hey. Du bist schnell!«, rief er überrascht.

Mia sah in ein fröhliches, rundes Gesicht, umrahmt von rotblondem Haar, das in alle Richtungen abstand. Im Gegensatz dazu stand seine tiefe Stimme.

»Ich ...« Mia öffnete den Mund, aber es kam nichts heraus. Sie und schnell? Er war derjenige, der es eilig gehabt hatte. Und zwar ziemlich.

Der junge Mann sammelte ein paar Briefe ein, die zu Boden gesegelt waren. Er trug einen ganzen Stapel unter dem Arm. Dann reichte er ihr die Hand. »Alles in Ordnung bei dir?«

Mia nickte.

»Wirklich? Gut.« Er lächelte sie noch einmal an.
»Ich muss dann.«

Mit diesen Worten sprang er die Treppen hinunter und verschwand in der Gasse.

Mia sah ihm hinterher. Sie musste schmunzeln. Eindeutig war er es, der es sehr eilig hatte.

Kurz darauf stand Mia im Büro des Notars. Dieser erhob sich zur Begrüßung von einem schweren Schreibtischstuhl. »Schön, dass Sie den Weg gefunden haben. Cappellini, sehr erfreut. Setzen Sie sich.« Er zog eine Mappe hervor und begann, ihr den Ablauf der Erbschaftsannahme zu erklären. Zunächst sprach er ein unbeholfenes Englisch, doch als er merkte, dass Mia sein Italienisch verstand, ließ er immer wieder Sätze auf Italienisch einfließen.

Mia war froh, dass Frieda ihr zu einem Rock geraten hatte, das war eindeutig die angemessene Kleidung in dieser Umgebung. Selbst der Kerl, der sie eben umgerannt hatte, hatte auf lässige Weise gepflegt ausgesehen, gut gekleidet, trotz der strubbeligen Haare und des offenen Jacketts.

In Tante Maras Haus war nach ihrem Tod kein Testament gefunden worden, weshalb die gesetzliche Erbfolge griff. Mias Mutter wurde das Haus als Tochter ihrer Mutter zugesprochen, der es wiederum als Schwester der Erblasserin zugestanden hätte, wenn sie noch gelebt hätte.

Nicht leicht sei es gewesen, sagte der Notar, ihre Mutter als Nichte und nächste Angehörige auszumachen.

»Signora Mara war sehr bekannt und beliebt im

Dorf.« Er sah nachdenklich aus dem Fenster, dann blickte er Mia an. »Aber von ihrer Familie hat kein Mensch etwas gewusst.«

Mia fühlte sich schuldig, obwohl sie nun wirklich keine Schuld traf. Sie selbst hätte den Kontakt bestimmt nicht abgebrochen, sondern ihn sicherlich eher gesucht. Auf dem Foto, das ihre Mutter ihr gezeigt hatte, hatte Mara ihr zwar Respekt eingeflößt, aber auch ihre Neugier geweckt. Sie wirkte so unabhängig und selbstbewusst.

Mia hob entschuldigend die Schultern. Dann überreichte sie ihre Vollmacht, und der Notar begann, einige Paragraphen vorzulesen. Mia musste mehrere Unterschriften leisten. Nicht jedes Mal verstand sie, was sie unterschrieb, doch der Notar erklärte es ihr so eindringlich und wortreich, dass es sicherlich seine Richtigkeit hatte. Mia fand, dass er freundlich aussah und seine Sache sehr ernst nahm, und was sollte sie auch sonst tun, als ihm zu glauben?

»Es ist also Ihr Haus, bitte sehr.« Schließlich lächelte der Notar und überreichte Mia einen altmodischen Schlüssel, der schwer in der Hand lag.

Die ganze Situation erschien ihr unwirklich. Genau genommen war es das Haus ihrer Mutter, und diese sollte an ihrer Stelle hier sitzen und den Schlüssel an sich nehmen. Sie wüsste vielleicht auch, was zu tun wäre. Aber Kerstin war lieber auf die Seychellen geflogen, und nun war Mia diejenige, die, zumindest in praktischer Hinsicht, das Erbe antrat. Ihre Finger schlossen sich um den verzierten Griff. Für einen Moment war es wie im Märchen, als wäre dies der Schlüssel zu einem Geheimnis oder zu einem anderen Leben.

Mia schüttelte den Kopf, als ob sie aufwachen müsste. Sie rief sich zur Ordnung. Jetzt war nicht der passende Augenblick für Träumereien. Nachher würde sie Kerstin eine Nachricht schreiben und sie über den Hergang in der Kanzlei informieren. Dann würde sie sich eine Unterkunft suchen. Und in drei Tagen wäre sie wieder zu Hause.

In diesem Moment wurde mit Schwung die Tür geöffnet, und der rotblonde junge Mann von vorher betrat den Raum – nahezu im Laufschrift. Verdutzt blieb er stehen.

»Das ist Signor Novelli, unser Referendar«, stellte Signor Cappellini ihn Mia vor.

»Wir kennen uns«, sagte Mia und musste ein Lachen unterdrücken. »Wir haben uns vorhin auf der Straße getroffen.«

Der junge Mann zwinkerte ihr zu, als er ihr erneut die Hand reichte. »Ich heiße Filippo.«

»Wie praktisch«, sagte der Notar. »Vielleicht magst du Signora Schneider mit nach Treviano nehmen?« Er wandte sich an Mia. »Oder haben Sie ein Auto? Auf den Bus müssten Sie eine Weile warten, und ich halte es für möglich, dass Signor Novelli nach Treviano fährt, ist das richtig?«

»Tatsächlich«, beeilte dieser sich zu sagen, »also, ich meine, ja, ich muss dorthin, ich wollte noch zu meiner Tante.«

»Na also.« Der Notar nickte zufrieden.

Mia gestand, dass sie noch nicht wüsste, wo sie übernachten sollte, und fragte die beiden, ob sie ihr eine Unterkunft empfehlen könnten. »Gerne privat«, fügte sie etwas verlegen hinzu, »für ein günstiges Budget.« Was

die beiden wohl von ihr halten mochten? Vielleicht sahen sie ihr an, dass sie sich kein teures Hotel leisten konnte? Mia hoffte, dass die Frage nicht allzu peinlich war.

Der Referendar überlegte nur kurz. »Meine Tante hat ein Gästezimmer. Das würde sie vielleicht vermieten. Ich kann sie fragen.«

Das war ein großzügiges Angebot.

Das Telefon klingelte. Der Notar verabschiedete sich von Mia, und zusammen mit Filippo Novelli verließ sie die Kanzlei.

*

»Ich hoffe, ich bereite dir keine Mühe«, sagte Mia, als sie auf der Straße standen. Es schien ihr das Natürlichste, beim »Du« zu bleiben. Filippo war ungefähr so alt wie sie, und auch er hatte sie bei ihrer ersten Begegnung spontan geduzt.

»Überhaupt nicht.« Filippo hob ihren Koffer in den Kofferraum. »Ich wollte meinen Onkel und meine Tante tatsächlich noch besuchen. Es passt perfekt, glaub mir. Solange du mit meiner Luxuskarosse Vorlieb nehmen magst ...« Er wies auf den dunkelblauen Fiat Punto, der offensichtlich ziemlich betagt war und mehrere Schrammen und Beulen aufwies.

»Das ist bestens«, versicherte Mia.

»Gut!« Filippo lächelte ein sehr breites Lächeln – ein Lächeln, das fast bis zu den Ohren zu reichen schien. Mia horchte seiner Stimme hinterher. »Dann los!«

Zügig fuhr er aus dem Ort hinaus und mitten in die Landschaft hinein. Die gewundene Straße führte leicht

bergauf durch weitläufige Hügel, deren Felder von zartem Grün bedeckt waren. Mia vermutete, dass es Weizen war. Hin und wieder lag ein einzelnes Gehöft auf den Hügelkuppen, umgeben von Pinien und Zypressen.

Dann hatte die Straße keinen Asphalt mehr. Es rumpelte beim Fahren. Filippo hupte, als sie um eine Kurve fuhren. Das sei eine *strada bianca*, erklärte er, eine unbefestigte Straße, davon gäbe es viele in der Gegend. Sie durchquerten einen kleinen Ort, hinunter ging es in einen Hügeleinschnitt und wieder hinauf auf die Höhe. Kurz darauf passierten sie eine Fläche, auf der stellenweise Erde ausgehoben war. Mehrere Leute standen dort mit Spaten und Werkzeug, Mia sah Plastikplanen und schlichte Holzkonstruktionen über verschiedenen Gruben.

»Das ist eine Ausgrabungsstätte«, erklärte Filippo. »Treviano ist jetzt berühmt. Vorletztes Jahr wurden hier die Überreste einer etruskischen Siedlung entdeckt.«

»Wow. Tatsächlich?«

Mias Herz schlug höher. Natürlich kannte sie die Etrusker, auch von ihrem Studium, die lateinischen Schriften, die sie las, hatten teilweise mit der Geschichte jenes geheimnisvollen Volkes zu tun, über das man nicht viel wusste, das im Dunkel der Geschichte verschwunden war, nachdem die Römer ihr Gebiet erobert hatten. Dass sie sich hier auf Etruskergebiet befand, war ihr über der Aufregung mit dem Erbe und so kurzfristig, wie sie diese Reise angetreten hatte, jedoch entgangen. Aber natürlich, langsam dämmerte es ihr, genau hier, zweihundertfünfzig Kilometer nördlich

von Rom, war etruskisches Kernland gewesen. Sogar der Name Toskana leitete sich von den Etruskern ab.

»Es hat ziemliches Aufsehen erregt. Es ist eine zivile Siedlung, ähnlich wie Poggio Civitate, und Siedlungen dieser Art wurden bisher kaum erforscht. Poggio Civitate, das ist eine Ausgrabungsstätte bei Murlo, dort, wo sich auch das Museum befindet.«

Mia verstand nicht alles. Poggio Civitate. Murlo. Sie würde sich die Orte merken. Vielleicht reichten drei Tage aus und sie konnte einmal hinfahren, vielleicht war es nicht weit entfernt.

Das erinnerte Mia daran, dass sie ihre Bücher dabei hatte, dass diese Reise bei der Vorbereitung ihrer Doktorarbeit alles andere als eingeplant gewesen war und sie die verlorene Zeit, so gut es ging, aufholen musste.

Aus einer der Gruben, in der er zuvor gekniet hatte, erhob sich jetzt ein Mann und streckte sich. Wie ein Nomade hatte er ein Tuch um den Kopf geschlungen und trug ein staubiges Hemd. Er musste an die zwei Meter groß sein, und seine Haltung war auffallend aufrecht. Als er Filippos Auto sah, hob er grüßend die Hand.

»Und das ist der Etruskerfürst«, platzte es aus Mia heraus.

»Quasi.« Filippo lachte und grüßte zurück. »Es ist der Ausgrabungsleiter. Der Archäologe Dottore Alessandro Munotti.«

Mia meinte einen prüfenden Blick wahrzunehmen, der sie direkt traf, bevor der Archäologe sich umwandte, um in die nächste Grube zu steigen.

»È tutto antico. Es ist alles alt hier. Eine Katastrophe und ein Glück zugleich. Wir wandeln hier auf antiken Steinen. Teilweise stecken sie in den Häusern, mit Si-

cherheit darunter, man weiß es nicht immer. Aber jetzt«, sagte Filippo, »fahren wir zu deinem Haus. Das ist etwa fünfhundert Jahre alt, du kannst beruhigt sein, es ist also fast neu.«

Sie erreichten eine etwas größere Ortschaft, die auf der Höhe lag, oberhalb der Hügel am Rand eines ausgedehnten Waldes.

Filippo lächelte. »Willkommen in Treviano.«

*

Tante Maras Haus lag in Treviano Alto, einer Häuserreihe oberhalb des Dorfes. Es war sehr schlicht. Ein schmales Haus mit einem Obergeschoss, das durch eine Seitenwand mit dem Nachbarhaus verbunden war. Die andere Seite, früher offenbar ein Stall, war eingestürzt und lag als Steinhaufen neben dem Wohnteil.

Im ersten Moment war Mia betroffen. Dann entdeckte sie die Anemonen, die daneben blühten. Sie sah den Wein, der sich an einer Pergola entlangrankte, die Blattknospen hatten sich offenbar erst kürzlich geöffnet, bemerkte die Stufen, die zum Eingang führten, den gelb blühenden Mimosenbaum an der Hausecke. Sie trat näher. Die sonnenbestrahlte Mauer strahlte Wärme ab. Eine Eidechse flitzte die Hauswand entlang. Mia musste lächeln. Die Eingangstür bestand aus verblichenem Holz. Mia strich mit der Hand darüber.

Filippo beobachtete sie. »Es gibt einen Garten. Du musst um das Haus herumgehen.«

Mia stieg über ein paar Steine. Hinter dem Haus befand sich ein kleiner Gemüsegarten, der von einem

niedrigen Zaun eingefasst wurde, und den Hang hinab zog sich das von Bäumen durchsetzte Grundstück, das schließlich in einen Olivenhain übergang. Ihr Blick schweifte über die sanft geschwungenen Hügel, über denen ein leichter Dunst lag, es war eine schier unendliche Weite.

Der Ausblick verschlug Mia die Sprache. Sie konnte nur nicken, als sie wieder vor Filippo stand. Verlegen setzte dieser mit Erklärungen an. Etwas heruntergekommen sei das Haus natürlich, ihre Großtante sei alt gewesen und hätte nicht so gerne Hilfe in Anspruch genommen, aber eigentlich sei es ein schönes Haus, mit ein bisschen Arbeit könnte man daraus bestimmt etwas ...

»Es ist schön«, unterbrach ihn Mia, »es ist sogar wunderschön.«

Filippo schaute überrascht. Ob es ihr wirklich gefiele? Ja, bekräftigte Mia, sie hätte nie ein schöneres Haus gesehen.

Nun, es gäbe durchaus schönere Häuser, schmunzelte Filippo, sie hätten ein paar sehenswerte Paläste in der Gegend. Aber er würde sich freuen, dass sie das Einfache zu schätzen wisse. Er sei zwar nicht direkt von hier, aber ein Teil seiner Verwandtschaft würde hier leben, und er wüsste nicht warum, aber er hinge an diesen alten Häusern. Leider würden die Leute immer älter, und nicht immer würden ihre Kinder die Häuser übernehmen, wenn sie starben. Viele Häuser stünden leer oder würden von reichen Leuten aufgekauft, um dort Ferienwohnungen einzurichten. Die Toskana sei ein beliebtes Urlaubsziel.

»Reiche Leute?«

Filippo wies unbestimmt in Richtung des Dorfes.

Mit Verwunderung stellte Mia fest, dass ihr Italienisch ausreichte, um das Gespräch zu führen, eigentlich hätte sie ihn gar nicht verstehen dürfen, aber sie verstand nahezu jeden Satz, zumindest schien es ihr so. Vielleicht lag es an Filippos deutlicher Aussprache. Er hatte nicht nur eine angenehme tief klingende Stimme, sondern sprach mit großer Selbstverständlichkeit mit ihr, so als würden sie einander schon lange kennen. Manchmal wiederholte er einzelne Wörter und unterstrich sie mit Gesten. Mia erinnerte sich, damals im Sprachkurs gelernt zu haben, dass in der Toskana quasi Hochitalienisch gesprochen wurde, das heutige Italienisch hatte sich aus dem florentinischen Dialekt entwickelt.

Gegenüber der Häuser begannen niedrige Wälder aus Steineichen, Edelkastanien und Macchia-Gestrüpp, derzeit waren die Bäume noch winterlich kahl, dahinter erhob sich in der Ferne die Silhouette eines kegelartigen Berges.

Filippo war Mias Blick gefolgt. »Der Monte Amiata«, erklärte er. »Ein heiliger Berg. Zumindest glaubten das die Etrusker.« In den Kastanienwäldern dort könne man herrlich wandern, gerade im Herbst, und im Winter sogar Ski fahren. Der Amiata sei vulkanischen Ursprungs. Heiße Quellen waren dort in der Nähe übrigens auch, sie müsse nach Bagno Vignoni fahren, dort gäbe es ein römisches Thermalbad zu besichtigen, und anschließend könne man sich in die Quellen legen, die über den Kalkstein sprudelten, das sei gesund und sehr zu empfehlen. Oder nach Bagno San Filippo, ein echter Geheimtipp.

Mia hörte staunend zu. Schon wieder die Etrusker.

Aber jetzt würde sie erst mal das Haus erkunden. Wenn sie schon hier war. Sie war neugierig geworden.

Mia fingerte den Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn ins metallene Schloss und drehte vorsichtig um. Tatsächlich, er passte. Der Schlüssel drehte sich erstaunlich leicht, und die Eingangstür öffnete sich. Mia trat über die Schwelle. Es roch modrig, ein wenig nach Steinen. Das Haus war ausgekühlt. Mia durchschritt den kleinen Flur und kam in einen dämmrigen Wohnraum mit einer Küchenecke. Er wirkte sauber und aufgeräumt. Drei Fenster gab es an der Längsseite. Mia öffnete sie und schlug die hölzernen Läden auf. Licht fiel herein, auf den Boden mit den schräg verlegten Terrakottafliesen und einen Ofen mit einem schlanken Rohr an der gegenüberliegenden Wand. Ein Sofa mit hellem Überwurf stand neben dem Ofen, vor der Küchenzeile ein Tisch aus grobem Holz. Nichts von dem üblichen italienischen Kitsch.

Filippo, der ihr gefolgt war, räusperte sich. »Sie war Deutsche, das sieht man. Die Italiener mögen es lieber, nun ja, vergoldet.«

Neben dem Wohnraum befand sich eine Schlafkammer, auch sie hatte ein Fenster, das nach hinten hinausging. Die Wände waren weiß verputzt, und an der Decke lagen dunkle Balken frei. Das breite Bett mit dem geblühten Überwurf passte eben hinein. Im Vorflur war Mia ein schwerer Schrank aufgefallen, vermutlich wurde darin Wäsche aufbewahrt.

Hier hatte Großtante Mara also gelebt.

Mia holte tief Luft. Es war, als wäre sie zu Besuch und die Gastgeberin nur verreist, als käme sie morgen wieder und hätte gesagt: Mach es dir solange bequem.

Filippo räusperte sich erneut. Mia meinte ihm anzusehen, dass er unruhig war und bereits seinen nächsten Termin im Kopf hatte, was nur allzu verständlich wäre. Er hatte ihr mehr Zeit gewidmet, als sie erwartet hatte.

»Was meinst du, soll ich meine Tante und meinen Onkel fragen, ob sie dich aufnehmen?«, fragte er.

»Ich bleibe hier.« Mia war selbst überrascht, als sie das sagte. Aber warum nicht? Das Haus gefiel ihr, der Schlüssel war ihr übereignet worden, und es gab ein Bett. Nur ein wenig Feuerholz würde sie besorgen müssen, denn eine Heizung konnte sie nicht entdecken. Der Ofen musste reichen und würde das Häuschen sicherlich behaglich wärmen. Wenn sie sich nicht täuschte, hatte sie einen Stapel mit Scheiten hinter dem Haus gesehen.

»Gut.« Filippo schien erstaunt. Dann hatte er offenbar eine Idee, und sein Gesicht hellte sich auf. »Aber zum Essen darf ich dich einladen, ja? Du kommst heute Abend einfach zu meinem Onkel und meiner Tante. Wir essen sowieso zusammen. Sie sind einverstanden, das weiß ich.«

Und als Mia nickte, setzte er hinzu: »Also, um acht. Ich hole dich ab.«

